

TURMQUARTETT



Tschüss

„Schreib was Schönes“, sagen sie und winken zum Abschied. Als ob man zur Vernichtung ins Leben gerutscht wäre. „Kein Problem. Das lässt sich machen.“

Vier Männer machen Kunst im Turm. Und dann auch wieder nicht. Das „nicht“ lässt sich auf den Turm beziehen. Und auf die Kunst. Vier Männer sprechen über das Leben. Zwei sind 70+, einer ist 60+, und dann ist da noch „der Junge“, aber hier findet kein Wettbewerb der schönsten Krankengeschichten statt. Das Leben ist das Leben. Damit fertig zu werden, ist ein Kunststück. So einfach ist am Ende alles. Die vier Männer sind ein zeitlich begrenztes Kunstkollektiv im alten Gelderner Wasserturm. Sie leben zusammen und künstlern alleine.

Ihr Anliegen: Kunst als Teil des Lebendigen. Die vier sind Stipendiaten. Da stellt man sich ja gern was Jüngeres vor und muss dann bekennen, auch nur ein Schubladenschieber zu sein. Natürlich klingt das ausgelutscht, aber: Jugend ist keine Frage des Alters. Was hier passiert, nennt sich Turmstipendium. Erst wird zusammen gewohnt. Gelebt. Erfahren. Anschließend dann: Notwendige Präsentation von Entstandenem – das Stadtschreiberprinzip.

Schon während der Arbeitsphase kann jeder zu Besuch kommen. Die vier Herren werden zu einer Art öffentlichem Kunstmobil. Der Kunst beim Entstehen zuzuschauen ist ein Luxus der besonderen Art. Man sollte die Herren per Rezept verordnen können. Ihr Dasein hilft. Was sie produzieren, könnte unterschiedlicher kaum sein, und doch arbeiten sie alle an einem konsonanten Grundklang.

Wenn ich nicht malen muss

Wenn man im Turm anruft und nach Peter fragt, gibt es Probleme. Peter gibt es drei: Peter Bogatka (50+), Peter Busch (60+) und Peter Strege (70+). Und dann gibt's da noch den Reiner Lichtscheidt (70+). Vier Künstler proben den Umgang mit ihrem Publikum. Das „Du“ gehört zum Programm und wirkt nicht mal aufgesetzt. Das Quartett ist erstaunlich schnell erstaunlich nah.

Bogatka zum Beispiel: Er hat Malerei gelernt. Als Peter Busch ihn fragte, ob er mitmacht beim Kunstprojekt im Wasserturm, sagte Bogatka: „Wenn ich nicht malen muss.“ Muss er nicht. Er dreht einen Film. Es wird eine Künstlerbiografie. Es geht um: Peter Bogatka. Der Künstler als Regisseur im eigenen Leben. Keine biografische Meterware, sondern autobiografisches Entdecken der eigenen Position. Entwickeln durch Entdecken. Bogatka zieht mit Kamera in die Stadt und fragt die Menschen, die er trifft nach Peter Bogatka. So schnell kommt man ins Gespräch. Bogatka packt zu seiner Bilder-ganz ohne die Malerei geht es halt doch nicht – auf eines dieser italienischen Dreirautes, fährt zum Wochenmarkt und sammelt Reaktionen.

Kunst kommunizieren

Die vier Herren warten nicht ab, was die Kunst mit dem Publikum macht – sie lassen sich selbst beeinflussen, indem sie Einfluss nehmen. Es gibt keinen zweiten Schritt ohne den ersten. Klingt banal. Ist es aber auch. Nicht. Kunst heißt anfangen. Für die vier Männer im Turm heißt Kunst auch: Kommunizieren. Sie produzieren nicht, stellen dann aus und gut is – sie machen den Prozess zum Teil der Arbeit. Natürlich ist das nichts Neues. Aber

vielleicht geht es nicht um das Neue – das Nie-Dagewesene. Es geht um die Klärung der eigenen Position in der Maschine, die sich Leben nennt und nicht ohne die anderen zu denken ist.

Die vier Herren sind Künstler und haben sich vorgenommen, die Kunst öffentlich zu machen, denn: Es gibt einen Unterschied zwischen Öffentlichmachung und Veröffentlichung. Veröffentlichung hat etwas Maschinelles. Öffentlichmachung setzt eine besondere Form der eigenen Anwesenheit voraus. Das Quartett arbeitet an einem paradoxen Ziel: Die Kunst aus dem Turm zu holen, indem man sie hinein holt.

Lad' mich ein

Peter Strege geht auf Tournee. Er hat eine Plastik dabei. Das Motto: „Lad mich ein, dann besuch' ich dich.“ Wer ihn einlädt, bekommt Kunst und Künstler. Es wird geredet. Dialog entsteht. Strege kommt nicht als Vortragsreisender. Er kommt als jemand, der sich Fragen wünscht und Antworten geben kann. 13 Menschen hat er besucht. Einen Metzger auf dem Markt. Einen Richter. Eine Kneipenwirtin mit ihren zwei Gästen („Einer hat nichts gesagt.“) Strege war im Knast, in der Bank, bei einer Hausfrau. Immer hat er seine Plastik ausgepackt. Die Besuchten konnten beim Auspacken und Aufbauen mithelfen. („Würden Sie das jetzt so machen oder vielleicht eher so?“) Kunst ist eine Sache der Alternativen. Alternativen aber haben nichts mit Beliebigkeit zu tun. Man kommt ins Gespräch. Die Kunst als Korkenzieher. Hinter dem Korken stecken die Worte. Strege protokolliert jeden Besuch. Er schreibt einen Text, hat Fotos gemacht, und am Schluss entsteht eine Mappe. Es entstehen hinreißende Unikate mit Texten, denen man anmerkt, dass einer hingehört und hingefühlt hat. 13 Einblicke in die Kunst des Umgangs mit dem Unvermeidlichen. Das Unvermeidliche ist nicht die Kunst. Es ist das eigene Leben, das plötzlich in der Kunst des anderen wieder auftaucht. Strege ist einer, mit dem man stundenlang reden kann. Er ist Zuhörer. Und Hingucker. Kein Akkordarbeiter am Fließband der hausgemachten Unsterblichkeit, die sich Kunst nennt. Die Formel: Wenn die Menschen in der Kunst auftauchen, taucht die Kunst auch in ihnen auf.

Das Auge leht

Reiner Lichtscheidt, Maler. In Geldern hat er sich einen Holzklotz bearbeiten lassen – einen Kastanienstamm. Lichtscheidt ist kein Mann der Säge. „Da kam extra einer, der sich mit so was auskennt“, erinnert sich Kollege Busch. „Der Reiner hat dann da gestanden und dirigiert. Da muss noch was weg.“ Das ist ein bisschen wie Haarschneiden: Weg geht immer, dran geht nimmer. Auch beim Dirigieren entstehen Gespräche. Über das Leben. Über die Kunst. Über die Kongruenz von beiden.

„Wenn du jetzt rausgehst, erwischst du den beim Malen“, sagt Busch. „Das ist bestimmt ein gutes Foto.“ Lichtscheidt malt nicht. Er sitzt in der Spätagustonne vor der Skulptur. „Muss trocknen“, sagt er. „Setz dich“, sagt er. „Ziemlich archaisch, oder?“, fragt er. Man ist gleich im Zentrum. Mehr Zuhause geht nicht. Das Ding, das ein bisschen an die großen Skulpturen auf den Osterinseln erinnert, schaut aus unfertigen Augen. Auf schwarzem Grund entsteht das Gesicht. Ein Punktstrahl zeigt die Augen. Lichtscheidt steht auf und malt mit schwarzer Farbe ins Zentrum des Punktstrahls. Das Auge beginnt zu leben. „Jetzt sieht der was“, sagt er. Der Mund ist rund. Auch

der Mund bekommt einen schwarzen Punkt. „Jetzt kann der pfeifen.“ Oben – in der ersten Etage des Wasserturms: Lichtscheidts Skizzen auf Leinwand. Eine ist beschriftet. „Whistleblower“ steht neben einer der Kastanienstammfigur verdächtig ähnlichen Zeichnung, und plötzlich fügt sich die Skulptur in die Gegenwart ein. Eine Anmerkung zu unmittelbarer Gesichtswertung. Lichtscheidt sitzt wieder auf dem Stuhl vor der Skulptur. Er hat noch nicht fertig. „Fertig bist du, wenn du's merkst. Dazu gehört Erfahrung.“ Lichtscheidt war mit seinem Whistleblower in der Stadt unterwegs. Kunst muss raus. Oder rein.

Lad' mich ein

Peter Busch ist mit einer anderen Idee beschäftigt. Im Wasserturm (zweite Etage) arbeitet er an einem Kunstsalon. Menschen sollen ihm – dazu gehört Vertrauen – das Bild bringen, das sie mit auf die einsame Insel nehmen würden. „Dabei geht es nicht um den materiellen Wert des Bildes. Es geht um die Geschichte dahinter.“ Busch holt die Bilder nicht ab – die Leute müssen kommen und sie bringen. Manchmal geht die Kunst nach draußen, indem man sie hinein holt. Um es noch paradoxer zu machen: Busch holt die Kunst aus dem Turm, indem er sie hineinlässt. Die Idee im Schatten: Kommunikation. Geschichten kommen. Geschichten gehen. Wenn die Ausstellung beginnt, wird es zu jedem Bild eine Beschriftung geben. Das Intime wird öffentlich – behutsam öffentlich. Öffentlichmachung. Nicht Veröffentlichung.

Quellenschaffer

Das Projekt im Wasserturm lebt vom Lebendigen – es geht nicht um Manifeste der Wissenschaft. Die vier im Turm sind keine Wissenschaftler. Sie sind Quellenschaffer. Was im Turm passiert, ist auf eine wunderbare Art und Weise schwerelos. Das Denken wird auf eine andere Schiene gestellt. „Schreib was Schönes“, sagen sie. Der Kopf läuft einem über. Keiner kommt zum Zerstoren. Auf der Fahrt an den Rechner: Musik im Auto. „Boy“. Sie singen: „July.“ Und da ist die Lösung. Warum selber das Loblied schreiben, wenn andere es längst gesungen haben:

Take off your shoes, you've come a long way. You walked all those miles now you're in the right place. This is your party, everyone came, everyone's smiling and singing you name. The nightmares and monsters and your biggest fears seem lightyears away. No, they won't find you here.

Das könnte der Soundtrack sein. Die Ausstellung zelebriert eine Anknüpfung im Innern der eigenen Seele. Kunst, möchte man meinen, hat etwas mit Aufrichtigkeit zu tun. Mit dem Sich-Aussetzen in der Wirklichkeit und mit einem Glauben an das Soziale. Kunst ist selten eine Sache des Ankommens. Meist geht es um einen Aufbruch. Die Beherrschung des Werkstoffs Leben funktioniert nur durch Kontrollverlust. Wer sich den Monstern stellt, hat beste Chancen, sie zu vertreiben. All das zeigt die Ausstellung im Gelderner Wasserturm. Sie zeigt auch: Kunst hat ein Gewissen. Das rostige Tor zum Turmgelände quillt beim Schließen und der Blick zurück zum Turm wirkt wie eine Injektion aus Taka-Tuka-Land. Kein Affchen. Kein Pferd. Dafür: Illusionäre Wirklichkeit in der wirklichen Illusion. Vielleicht sollten sie eine „Staatsbürgerschaft Wasserturm Geldern“ einführen. Man möchte ein Visum beantragen.

Boy: (<http://www.youtube.com/watch?v=isA46gvlmPY>)